

Detlef Döring

**Studien zur Wissenschafts-  
und Bildungsgeschichte  
in Deutschland um 1700**

**Gelehrte Sozietäten – Universitäten – Höfe und Schulen**

Herausgegeben von  
Joachim Bahlcke und Mona Garloff



Jabloniana 5

Quellen und Forschungen zur europäischen  
Kulturgeschichte der Frühen Neuzeit

Harrassowitz Verlag



# Jabloniana

Quellen und Forschungen  
zur europäischen Kulturgeschichte  
der Frühen Neuzeit

Herausgegeben von  
Joachim Bahlcke und Alexander Schunka

Band 5

2015

Harrassowitz Verlag · Wiesbaden

Detlef Döring

Studien zur Wissenschafts-  
und Bildungsgeschichte  
in Deutschland um 1700

Gelehrte Sozietäten – Universitäten – Höfe und Schulen

Herausgegeben von  
Joachim Bahlcke und Mona Garloff

2015

Harrassowitz Verlag · Wiesbaden

Der Druck erfolgte mit finanzieller Unterstützung des Fördervereins der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, der Vereinigung von Förderern und Freunden der Universität Leipzig, des Fördervereins der Bibliotheca Albertina Leipzig und des Vereins der Freunde des Historischen Instituts der Universität Stuttgart.

Umschlagabbildung: Universitätskirche und Medizinalpflanzengarten (*hortus medicus*) in Leipzig, davor eine Prozession anlässlich eines Promotionsaktes (1707).  
Stadtgeschichtliches Museum Leipzig.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Bibliographic information published by the Deutsche Nationalbibliothek  
The Deutsche Nationalbibliothek lists this publication in the Deutsche Nationalbibliografie; detailed bibliographic data are available in the internet at <http://dnb.dnb.de>.

Informationen zum Verlagsprogramm finden Sie unter  
<http://www.harrassowitz-verlag.de>

© Otto Harrassowitz GmbH & Co. KG, Wiesbaden 2015  
Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen jeder Art, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und für die Einspeicherung in elektronische Systeme.

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.  
Druck und Verarbeitung: Memminger MedienCentrum AG

Printed in Germany

ISSN 1866-8933

ISBN 978-3-447-10425-8

eISBN 978-3-447-19405-1

# Inhaltsverzeichnis

Geleitwort der Herausgeber . . . . .	7
Einleitung . . . . .	9
Gelehrte Sozietäten . . . . .	17
Die mitteldeutschen gelehrten Kollegien des 17. und frühen 18. Jahrhunderts als Vorläufer und Vorbilder der wissenschaftlichen Akademien . . . . .	19
Universitäten und gelehrte Sozietäten im 17. Jahrhundert . . . . .	43
Die nichtchristlichen Religionen als Thema der Versammlungen Leipziger Gelehrtengesellschaften in der Mitte des 17. Jahrhunderts . . . . .	60
Universitäten . . . . .	73
Universitätsprofessoren um 1700 an den protestantischen Universitäten im Reich und ihr Anteil an der Entwicklung der modernen Wissenschaften . . . . .	75
Das gelehrte Leipzig der Frühaufklärung am Rande und im Umfeld der Universität . . . . .	93
Sethus Calvisius als Chronologe. Studien zur Entwicklung der Geschichts- wissenschaft an der Leipziger Universität am Beginn des 17. Jahrhunderts . . . . .	125
Christian Thomasius und die Universität Leipzig am Ende des 17. Jahrhunderts . . . . .	151
Hieronymus Dicelius (Ditzel) und der Versuch der Einrichtung einer Professur für Geographie in Leipzig (1692) . . . . .	172
Die Rolle der Universität bei der Herausbildung der modernen Wissenschaft im 17. und 18. Jahrhundert. Das Beispiel Helmstedt . . . . .	192
Höfe und Schulen . . . . .	199
Die Höfe der sächsischen Sekundogenituren Merseburg, Weißenfels und Zeitz in ihrer Stellung zu den geistesgeschichtlichen Entwicklungen um 1700 . . . . .	201
Inhalt und Funktion des Geschichtsunterrichts bei Christian Weise . . . . .	218
Michael Gottlieb Hansch, Ulrich Junius und der Versuch einer Edition der Werke und Briefe Johannes Keplers . . . . .	238

Anhang . . . . .	269
Nachweis der Erstdrucke . . . . .	271
Personenregister . . . . .	273
Ortsregister . . . . .	282

## Geleitwort der Herausgeber

In seinem 1995 erschienenen Buch *Frühaufklärung und obrigkeitliche Zensur in Brandenburg. Friedrich Wilhelm Stosch und das Verfahren gegen sein Buch „Concordia rationis et fidei“* geht Detlef Döring ausführlich auf die von Kurfürst Friedrich III. Anfang 1694 eingesetzte Kommission ein, die mit der Untersuchung gegen Stosch – der des Atheismus angeklagt wurde – betraut war. Ihr gehörte auch Daniel Ernst Jablonski an, der erst einige Monate zuvor als neuer reformierter Hofprediger von Königsberg nach Berlin gekommen war. Der Name des Berliner Theologen begegnet uns auch in vielen anderen monographischen Abhandlungen und Aufsätzen Dörings, vor allem dort, wo es um die europäische Bildungs-, Geistes- und Gelehrten-geschichte der Frühen Neuzeit und die intellektuellen Kontakte zwischen Sachsen und Brandenburg-Preußen geht: bei Studien über die Sozietät der Wissenschaften in Berlin und ihre Beziehungen zu anderen Gelehrten-gesellschaften, buch- und verlagsgeschichtliche Zusammenhänge, die Rezeption der Aufklärungsliteratur, kultur- und ideengeschichtliche Hintergründe der Konfrontation zwischen Pietismus und Aufklärung, die Philosophie von Gottfried Wilhelm Leibniz oder die Geschichte der Deutschen Gesellschaft in Leipzig. In den letzten Jahren zeigten sich entsprechende Querverbindungen vor allem in der von Döring betreuten, seit 2007 im Auftrag der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig herausgegebenen historisch-kritischen Ausgabe des Briefwechsels von Johann Christoph Gottsched und seiner Frau Luise Adelgunde Victorie Gottsched.

Die vorliegende Aufsatzsammlung, die zwölf Studien Dörings zur deutschen Wissenschafts- und Bildungsgeschichte um 1700 vereint, fügt sich insofern bestens ein in das Profil der Schriftenreihe *Jabloniana. Quellen und Forschungen zur europäischen Kulturgeschichte der Frühen Neuzeit*, die sich in besonderer Weise Fragen des Wissens- und Ideentransfers, Formen des sozialen und medialen Austauschs, Veränderungen von Lesekultur und Öffentlichkeit sowie Problemen der Wissenschaftsorganisation in Europa während des 17. und 18. Jahrhunderts widmet. Erste Gespräche über die thematische Ausrichtung und Anlage des Bandes führten wir bereits vor vielen Jahren, 2013 wurde das Vorhaben konkret. Wir verständigten uns über die Auswahl der Texte, die noch einmal durchgesehen und um die wichtigsten neuen Forschungen ergänzt werden sollten, die seit dem Erstdruck der einzelnen Aufsätze erschienen waren. Detlef Döring hat alle Arbeiten mit der ihm eigenen Sorgfalt und Begeisterung für die Sache begleitet, obwohl ihn eine schwere Erkrankung in seinem Tatendrang immer wieder zurückwarf. Er sah die gesamte Satz-fähne durch und verfasste eine Einleitung, die er uns Ende Januar 2015 übersandte. Nur zwei Monate später, am 1. April 2015, erlag unser Leipziger Kollege seiner Krankheit. Ungewollt erhält dieses Geleitwort so den Charakter eines Nachrufs.

Die wissenschaftshistorischen Forschungen, aber auch die editorischen Interessen Dörings verdanken sich in hohem Maße seiner langjährigen Tätigkeit an der Leipziger Universitätsbibliothek, die er 1980 nach dem Studium der Theologie in seiner Heimatstadt Leipzig und dem anschließenden Studium der Bibliothekswissenschaft an der Humboldt-Universität Berlin aufnahm. Diese Schwerpunkte konnte er auch bei den nachfolgenden Arbeitsstellen

pflügen und weiter vertiefen. 1987 ging Döring, der in Leipzig sowohl den Doktorgrad der Theologie als auch den der Philosophie erworben hatte, als wissenschaftlicher Mitarbeiter an die Akademie der Wissenschaften der DDR (Zentralinstitut für Philosophie/Leibniz-Editionsstelle) nach Berlin. Fünf Jahre später wechselte er zu dem ebenda neu eingerichteten Forschungsschwerpunkt Europäische Aufklärung. In Berlin erlangte er 1990 mit einer Abhandlung zur Biographie Samuel von Pufendorfs und dessen Entwicklung als Historiker und theologischer Schriftsteller die sogenannte Promotion B; diese Studie wurde 1994 von der Universität Leipzig als Habilitationsschrift anerkannt. Ein Jahr später ging Döring dann an die Sächsische Akademie der Wissenschaften nach Leipzig, wo er zuletzt als Arbeitsstellenleiter der Gottsched-Edition tätig war. Eng verbunden war er darüber hinaus der Fakultät für Geschichte, Kunst- und Orientwissenschaften der Universität Leipzig, die ihn 2004 zum außerplanmäßigen Professor ernannt hatte.

Seine umfassenden Forschungen zur europäischen Geistes- und Ideengeschichte, zur mitteleuropäischen Wissenschafts- und Universitätsgeschichte und auch zur Kulturgeschichte seiner Vaterstadt Leipzig brachten ihm national wie international ebenso hohe Anerkennung und Wertschätzung ein wie die vielen Editionen, die er selbst vorlegte, die er anstieß oder organisatorisch verantwortete. Das Arbeitspensum, das Döring absolvierte, nötigt großen Respekt ab: Sein Schriftenverzeichnis umfasst allein drei Dutzend selbständige Schriften, Editionen und Sammelbände. In einem Nachruf des Historischen Seminars der Universität Leipzig würdigt Manfred Rudersdorf die Verdienste des verstorbenen Kollegen um die universitäre und die städtische Historiographie: „Detlef Dörings Stimme wird in der Wissenschaftslandschaft des Freistaates Sachsen und speziell in seiner Heimatstadt Leipzig fehlen. Mit ihm tritt allzu früh ein exzellenter Kenner historischer Quellen und Literatur, ein souveräner analytischer Kopf und Exponent der mitteleuropäischen Geschichtswissenschaft von der öffentlichen Bühne ab, der im besten Sinne des Wortes als ein beharrlicher und belastbarer Brückenbauer zwischen Akademie und Universität, den beiden großen Wissenschaftsinstitutionen der Stadt, gerade im Bereich der genuinen Geistes-, Gelehrten- und Ideengeschichte tiefe Spuren hinterlassen hat.“

Auch die Jablonski-Forschungsstelle am Historischen Institut der Universität Stuttgart verliert mit Detlef Döring einen wichtigen Impulsgeber, Förderer und Freund. Unsere eigenen Forschungsbemühungen hat er von Anfang an unterstützt, wie nicht zuletzt sein Mitwirken am Arbeitsgespräch „Die Herausgabe der Korrespondenz von Daniel Ernst Jablonski. Probleme einer wissenschaftlichen Briefedition“ 2006 an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften in Berlin oder seine Beiträge im Pilotband dieser Schriftenreihe (2008) und im Ausstellungskatalog *Brückenschläge. Daniel Ernst Jablonski im Europa der Frühaufklärung* (2010) zeigen. Nicht vergessen werden soll auch, daß Doktoranden der Abteilung für Geschichte der Frühen Neuzeit in Stuttgart, die zu Fragestellungen der Frühaufklärung forschen, in ihm stets einen engagierten, hilfsbereiten Ansprechpartner fanden. Die vorliegende Aufsatzsammlung, deren Erscheinen Detlef Döring nicht mehr erlebte, versteht sich insofern auch als Dank für diese lange und intensive Zusammenarbeit.

Stuttgart, im Mai 2015

Joachim Bahlcke, Mona Garloff

# Einleitung

Die Beschäftigung mit der Wissenschaftsgeschichte reicht weit in die Frühe Neuzeit zurück. Ein beeindruckendes Monument dieser Tätigkeit bildet Christian Gottlieb Jöchers bis heute mit Nutzen zu gebrauchendes *Allgemeines Gelehrten-Lexicon*.<sup>1</sup> Es belegt zugleich, daß der Zugang zur Geschichte der Wissenschaften über lange Zeit vorrangig biographisch orientiert war. Es sind die großen Entdecker und Erfinder, die bedeutenden Gelehrten und Denker, denen das Interesse galt. Ein klassisches Beispiel noch aus der Mitte des 20. Jahrhunderts bietet Philipp Lenards Buch *Große Naturforscher. Eine Geschichte der Naturforschung in Lebensbeschreibungen*. Lenard, berühmt als Nobelpreisträger, eher berüchtigt als Propagandist einer sogenannten „Deutschen Physik“, wollte in der Aneinanderreihung von Biographien „großer Forscher“ ein „Gesamtbild der Entwicklung der Naturwissenschaften“ entwerfen. Es verstand sich für ihn von selbst, daß solche Persönlichkeiten das „Mittelmaß menschlicher Beschaffenheit“ weit überragten.<sup>2</sup>

Die moderne Wissenschaftshistoriographie verfolgt andere Intentionen, wendet andere Methoden an, hat andere theoretische Grundlagen. Welche Fragen heute an die Wissenschaftsgeschichte gestellt werden, zeigt zum Beispiel eine erfolgreiche, in 14 Sprachen übersetzte Publikation des Soziologen und Wissenschaftshistorikers Steven Shapin: Welches neue Wissen gewann in der Frühen Neuzeit Anerkennung, auf welchen Wegen wurde es erworben – der Wissenschaftler „bei der Arbeit“ steht hier im Mittelpunkt –, welchen Zwecken und Zielen diene es konkret?<sup>3</sup> Eine ambitionierte Tagung, die 2006 in Wolfenbüttel stattfand, widmete sich den „Kulturen des Wissens im 18. Jahrhundert“.<sup>4</sup> Es ging dabei um Wege des Erwerbs und des Austauschs von Wissen (Korrespondenzen, Enzyklopädien, Bibliotheken, Periodika, Popularisierungsformen), aber auch um heute als unseriös geltende Formen des Wissens (Träume, Geisterseherei), um das Verhältnis zwischen Wissen und Politik, um die moralische Ökonomie des Wissens, unter der die von emotionalen Konnotationen (Ehrvorstellungen, Rituale der Konfliktaustragung) mitbestimmte Organisation von Wissenschaft verstanden wurde.

Die in den letzten Jahrzehnten verfolgten theoretischen Forschungsansätze in der Beschäftigung mit Wissenschaftsgeschichte gehen in verschiedene Richtungen. Einige gegenwärtig diskutierte Modelle mögen mehr aufgezählt als näher vorgestellt werden. Genannt sei zuerst die „Konstellationsforschung“. Dabei geht es um die Beschäftigung mit einem einigermaßen eingrenzbaaren Kreis bzw. Netzwerk von oft an verstreuten Orten wirkenden Personen, die sich in enger, oft schriftlicher Kommunikation miteinander um die Lösung bestimmter Probleme auf den Gebieten der Wissenschaften bemühten. Im Mittelpunkt stehen also nicht

---

1 Jöcher, Christian Gottlieb: Allgemeines Gelehrten-Lexicon [...], Bd. 1–4. Leipzig 1750–1751.

2 Lenard, Philipp: Große Naturforscher. Eine Geschichte der Naturforschung in Lebensbeschreibungen. München 1943 [1929], 5.

3 Shapin, Steven: Die wissenschaftliche Revolution. Frankfurt/M. 1998 [engl. Erstausgabe Chicago/London 1996].

4 Schneider, Ulrich Johannes (Hg.): Kulturen des Wissens im 18. Jahrhundert. Berlin/New York 2008.

die Werke einzelner Gelehrter, sondern die verschieden dimensionierten Verflechtungen innerhalb einer Gruppe, die sich innerhalb spezifischer „Denkräume“ bewegt.<sup>5</sup> Eine noch modernere Orientierung verfolgt die an Michel Foucault orientierte Untersuchung der Diskursivierung von Wissen,<sup>6</sup> der an der Universität Kiel eine ganze Forschergruppe gewidmet ist. In einer der dort entstandenen Publikationen wird die Diskursanalyse als Antwort auf die Frage definiert, „wie Wissen erworben, verwaltet, popularisiert, tradiert, erneuert oder anderweitig ins Spiel gebracht und aus dem Spiel genommen werden soll“.<sup>7</sup>

Große Aufmerksamkeit fand in den letzten Jahren Martin Mulsows Begriff des „Prekären Wissens“. Dabei handelt es sich um Erkenntnisse und Theorien, die keine allgemeine Geltung erlangen konnten, die vielfach verloren gingen, oft aber dennoch im Verborgenen weitreichende Wirkungen erzielten. Dem „Wissensprekariat“ wird die „Wissensbourgeoisie“ gegenübergestellt. Ersteres besteht aus in sozialer Unsicherheit lebenden Vertretern der Bildungsschicht, letzteres rekrutiert sich aus den in gesicherten Verhältnissen befindlichen und allgemein anerkannten Wissensträgern. Das Prekariat neigt zu einer „vorurteilsfreien Gelassenheit“ und zu einer „Pluralitätsbereitschaft“, die „Bourgeoisie“ besteht aus orthodoxen Wissenschaftlern in gesicherten Positionen. Wenn Mulsow auch eine Dichotomie zwischen „Fortschritt“ und „Verharrung“ vermeidet (auch die Wissensbourgeoisie kann Anteil an zukunftsfrächtigen Entwicklungen nehmen), so entsteht doch zwangsläufig der Eindruck, das moderne Denken und damit auch die modernen Wissenschaften bildeten ein Ergebnis des Wirkens der innovativen *Moderne aus dem Untergrund* – so ein anderer Buchtitel Mulsows.<sup>8</sup> Einen Schritt weiter geht dann noch Jonathan I. Israel mit seinem Furore erregenden Werk über die „Radikalaufklärung“.<sup>9</sup> Der Durchbruch zur Moderne, sei es in der Politik, in der Philosophie und auch in der Wissenschaft, ist allein den radikalen Aufklärern zu verdanken, so Israel; sie betrieben, und zwar mit großem Erfolg, die Revolutionierung der Welt.<sup>10</sup>

Bei diesen Forschungsansätzen, die oft auf einer abstrakt wirkenden Metaebene erfolgen, fällt die nur geringe Beachtung der konkreten Orte auf, an denen Wissenschaft im eigentlichen Sinn stattfand. Ob nun Teilnehmer an Konstellationsbildungen, ob Beteiligte an der Diskursivierung von Wissen, ob Angehörige des Wissensprekariats: Sie bewegen sich anscheinend im Ungefähren oder, vor allem das Prekariat, innerhalb mehr oder minder dubioser Randfelder der Gesellschaft. Der Verfasser der vorliegenden Aufsatzsammlung geht

5 Mulsow, Martin/Stamm, Marcelo (Hg.): Konstellationsforschung. Frankfurt/M. 2005.

6 Foucault, Michel: Die Ordnung des Diskurses. Frankfurt/M. 1991.

7 Burkard, Thorsten u.a. (Hg.): Politik – Ethik – Poetik. Diskurse und Medien frühneuzeitlichen Wissens. Berlin 2011, 8. Die Publikation versteht sich als Auftaktband einer Reihe „Diskursivierung von Wissen in der Frühen Neuzeit“.

8 Mulsow, Martin: Prekäres Wissen. Eine andere Ideengeschichte der Frühen Neuzeit. Frankfurt/M. 2012, 18–20, 165–167; Ders.: Moderne aus dem Untergrund. Radikale Frühaufklärung in Deutschland 1680–1720. Hamburg 2002.

9 Israel, Jonathan I.: Radical enlightenment. Philosophy and the making of modernity 1650–1750. Oxford 2001. Das Werk wurde 2006 und 2011 noch durch zwei Bände – mit veränderten Titeln – fortgesetzt.

10 „Aber jeder, ob demokratischer Republikaner oder nicht, der göttliche Vorsehung, natürliche Theologie und den Glauben an Gott als Schöpfer der Welt, so wie sie ist, ablehnte, war ein Revolutionär, der sich weigerte, die bestehende Ordnung als gottgewollt anzusehen.“ Israel, Jonathan I.: Radikalaufklärung: Entstehung und Bedeutung einer fundamentalen Idee. In: Ders./Mulsow, Martin (Hg.): Radikalaufklärung. Frankfurt/M. 2014, 232–275, hier 270. Der Band enthält eine Reihe von Beiträgen, die sich zum Teil kritisch mit der „Radikalaufklärung“ auseinandersetzen. Besonders strittig ist Israels Hauptthese, die Radikalaufklärung habe ganz und gar die Philosophie Spinozas zum Hintergrund.

dagegen davon aus, daß sich wissenschaftliches Leben – und das meint auch und gerade die Forschung – vorrangig innerhalb bestimmter Institutionen abspielte, insbesondere an Universitäten, Schulen und Sozietäten.

Diese Ansicht bildet nicht die einhellige Auffassung der Historiographie. So galten die deutschen Universitäten lange Zeit nicht als Orte, an denen sich die wissenschaftliche Revolution der Neuzeit vollzog, ja sie schienen nicht einmal Einrichtungen gewesen zu sein, an denen dieses Geschehen wenigstens rezipiert wurde. Die Universitäten der Frühen Neuzeit seien im wesentlichen schulische Einrichtungen gewesen, die das überlieferte, das traditionelle Wissen an die nachfolgenden Generationen weiterreichten, aber nicht mehr. Ein Beispiel für diese traditionelle Auffassung bietet die in einer bekannten und deshalb breit rezipierten Buchreihe veröffentlichte Untersuchung von Paolo Rossi *Die Geburt der modernen Wissenschaft in Europa*. Die Universitäten werden dort auf nicht mehr als drei Seiten abgehandelt; ihnen wird schlicht und einfach eine völlige Bedeutungslosigkeit attestiert. Institutionelle Träger der wissenschaftlichen Revolution waren für Rossi einzig und allein die Akademien.<sup>11</sup> Auf das Verhältnis der Akademien zu den Universitäten wird noch zurückzukommen sein. Zur generellen Fragestellung sei bereits hier eine Hauptthese formuliert: Trotz des scheinbar konservativen Charakters der Hochschulen und trotz der Macht der an ihnen herrschenden Traditionen waren es in Deutschland in erster Linie die Universitäten, die Träger der wissenschaftlichen Entwicklung waren. Und sie waren solche Träger, so die zweite These, schon im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts. Das richtet sich gegen die verbreitete Geschichtsauffassung, erst die Universitäten Halle (1694) und Göttingen (1734) hätten zumindest im Ansatz die moderne Hochschule geschaffen, die dann in Gestalt der 1810 gegründeten Berliner Universität<sup>12</sup> in der Lage gewesen sei, Wissenschaftsgeschichte von europäischem Rang zu schreiben.

Im vorliegenden Band behandeln mehrere Aufsätze die wissenschaftsgeschichtliche Bedeutung der Hochschulen: in generellen Betrachtungen, in Berücksichtigung einzelner Universitäten (Universitätsprofessoren um 1700; Das gelehrte Leipzig der Frühaufklärung; Helmstedt) sowie in Fallstudien (Sethus Calvisius als Chronologe; Hieronymus Dicus und der Versuch der Einrichtung einer Professur für Geographie). Im Vordergrund stehen dabei ältere Gründungen, vor allem die Leipziger Universität. Das hängt zum einen mit der Geringschätzung zusammen, die diese Einrichtungen bisher in der Forschung erfahren, zum anderen mit individuellen Forschungsschwerpunkten und -ansätzen des Autors in den vergangenen Jahrzehnten.

11 Rossi, Paolo: *Die Geburt der modernen Wissenschaft in Europa*. München 1997. Der Band erschien in der Reihe „Europa bauen“. Leicht abgemildert vertritt die gleiche Position Rainer A. Müller in einem opulent gestalteten Bildband. Vgl. Ders.: *Geschichte der Universität. Von der mittelalterlichen Universitas zur deutschen Hochschule*. München 1990, 61. Eine der neuesten einschlägigen Äußerungen zum Thema bietet der Artikel „Universität“ in der *Enzyklopädie der Neuzeit*. Alte Positionen werden dort abermals festgeschrieben: Die wissenschaftliche Forschung „vollzog sich zumeist außerhalb der Universität“, vor allem in den Akademien. Asche, Matthias/Gerber, Stefan: *Universität*. In: Jaeger, Friedrich (Hg.): *Enzyklopädie der Neuzeit*, Bd. 13. Stuttgart/Weimar 2011, Sp. 1009–1035, hier Sp. 1020.

12 Übersteigert wird diese Auffassung neuerdings von Jürgen Osterhammel in seiner in hoher Auflage verbreiteten Darstellung der Entwicklung des 19. Jahrhunderts vertreten: „Die moderne Universität als Ort der Produktion von säkularem Wissen entstand nach 1800. [...] Erfinder, Zeit und Ort lassen sich genau benennen [...] im Berlin der Jahre nach 1803 und insbesondere nach 1806.“ *Der Berliner Hochschule wird attestiert, „eine revolutionäre Neuerfindung im Zeitalter der Revolutionen“ gewesen zu sein.* Ders.: *Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts*. München 2009, 1133.

Die Sozietäten – gemeint sind damit zumeist die Akademien – werden in der einschlägigen Fachliteratur oft in einen Gegensatz zu den Universitäten gestellt. Nur ein Urteil sei exemplarisch zitiert: „Die Vorkämpfer des modernen wissenschaftlichen Denkens schufen sich damals eine Institution, die ihnen, unabhängig von den dogmatisch gebundenen Universitäten der Zeit, erlaubte, mit rational bestimmter Methode und mit neu entwickelten Instrumenten [...] in Bereiche der Natur vorzudringen, die bisher als von okkulten Mächten erfüllt gesehen waren.“<sup>13</sup> Die Vertreter dieses Geschichtsbildes gehen in ihrer großen Mehrheit, bewußt oder unbewußt, von den wirkmächtigen, Mitte des 17. Jahrhunderts gegründeten Akademien in London und Paris aus. Im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation freilich gab es bis weit in das 18. Jahrhundert hinein keine vergleichbare Akademie ähnlichen Zuschnitts.

Die 1652 in Schweinfurt gegründete Ärztesgesellschaft, die spätere *Leopoldina* (heute *Deutsche Nationalakademie*), war eine korrespondierende Gesellschaft mit wechselnden geographischen Zentren. Die von Gottfried Wilhelm Leibniz und Daniel Ernst Jablonski 1700 in Berlin gegründete *Brandenburgische Sozietät der Wissenschaften* benötigte Jahrzehnte, um nationales und internationales Format zu erreichen. Die schon in der Startphase erfolgreicheren Gründungen in Göttingen und München sind erst für die zweite Hälfte des Aufklärungsjahrhunderts von Bedeutung, wobei die Göttinger Akademie ohne die Universität am gleichen Ort gar nicht denkbar gewesen wäre. Was es jedoch in Deutschland gab – und dies ist trotz umfangreicher Einzeluntersuchungen bisher nicht angemessen gewürdigt worden –, das waren zahlreiche gelehrte *Collegia*, die am Rande der Universitäten angesiedelt waren und sich hauptsächlich aus deren Angehörigen rekrutierten. Deutlicher sichtbar werden diese Einrichtungen um 1650 in Mitteleuropa, zuerst in Leipzig und Jena, um sich in den folgenden Jahrzehnten über fast den gesamten deutschen Sprachbereich zu verbreiten.<sup>14</sup> Die Sozietäten wurden von ihren Schöpfern nicht als besserer Ersatz oder gar als Gegen Gründungen im Verhältnis zu den Universitäten betrachtet.<sup>15</sup> Die gelehrten Gesell-

13 Müller, Kurt: Zur Entstehung und Wirkung der wissenschaftlichen Akademien und gelehrten Gesellschaften des 17. Jahrhunderts. In: Rössler, Helmuth/Franz, Günther (Hg.): Universität und Gelehrtenstand 1400–1800. Limburg/Lahn 1970, 127–144, hier 127. Ähnliche Definitionen finden sich auch in neuesten Publikationen, zum Beispiel: „Die noch auf den scholastischen Wissenschaftsbegriff ausgerichteten Universitäten“ konnten den „Ansprüchen“ der Gelehrten des 17./18. Jahrhunderts nicht genügen; diese Lücke sollten die Akademien füllen, die zur Institutionalisierung des Phänomens Frühaufklärung und zur Formierung der *Respublica litteraria* weiter beitrugen. Joos, Katrin: Gelehrsamkeit und Machtanspruch um 1700. Die Gründung der Berliner Akademie der Wissenschaften im Spannungsfeld dynastischer, städtischer und wissenschaftlicher Interessen. Köln/Weimar/Wien 2012, 24.

14 Innerhalb dieses Mitteleuropa zu weiten Teilen umfassenden Gebiets lassen sich einzelne „Sozietätslandschaften“ herauskristallisieren, die weithin noch ihrer näheren Erforschung harren. Vgl. Zaunstöck, Holger: Die Altmark – eine Sozietätslandschaft des 18. Jahrhunderts? In: Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte 49 (1998) 121–141; Döring, Detlef: Gelehrte Sozietäten in der Oberlausitz vor der Gründung der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften (1779). In: Neues Lausitzisches Magazin N.F. 8 (2005) 61–93; Ders.: Gelehrte Gesellschaften in Pommern im Zeitalter der Aufklärung. In: Alvermann, Dirk/Jörn, Nils/Olesen, Jens E. (Hg.): Die Universität Greifswald in der Bildungslandschaft des Ostseeraums. Berlin 2007, 123–153.

15 Eine von dem Schriftsteller Karl Emil Franzos, also von einem außerhalb des engeren wissenschaftlichen Milieus angesiedelten Autor, 1901 getroffene Feststellung bringt die Dinge auf den Punkt: „Eine gelehrte Akademie in einer Handelsstadt ohne Universität ist wie eine Fassade, der das Haus, eine Wachskerze, der das Wachs fehlt.“ Franzos, Karl Emil: Aus Anhalt und Thüringen. Berlin 1984 [Erstausgabe Berlin 1903], 171. Gemeint war mit dieser Bemerkung Erfurt, wo es eine Akademie gab, aber keine Universität, wenigstens nicht in dem von Franzos gemeinten Zeitraum.

schaften verstanden sich vielmehr als Ergänzungen zu den bestehenden Universitäten, zumindest soweit sie an Hochschulorten angesiedelt waren. Das allerdings war in der überwiegenden Zahl ihrer Gründungen der Fall.

Die Entstehung der Sozietäten verdankte sich in erster Linie dem Gesprächsbedürfnis der Gelehrten. Das fand seinen Ausdruck wohl zuerst im privaten Bereich, bei Begegnungen innerhalb von Häusern und Wohnungen. Ein solcher Austausch ist allerdings nur in Umrissen zu erfassen.<sup>16</sup> In den ab Mitte des 17. Jahrhunderts aufkommenden Kollegien erlangte diese Gesprächskultur ihre feste Organisation. Die Treffen wurden regelmäßig, gewannen konkrete statutarische Formen, einen mehr oder minder feststehenden Kreis an Mitgliedern und mit der Zeit eine wachsende inhaltliche Spezifizierung. Die anfänglich noch polyhistorisch orientierten Gesellschaften wurden allmählich durch Zusammenschlüsse abgelöst, die auf einzelne Fachwissenschaften hin ausgerichtet waren. So bildeten Universitäten und Sozietäten in Verbindung zueinander die wichtigste Plattform in Deutschland für die Entwicklung der Wissenschaften in Richtung auf die Moderne. Zwei Beiträge in der vorliegenden Aufsatzsammlung gehen diesen Fragen aus einem grundsätzlichen Blickwinkel nach (Universitäten und Gelehrte Sozietäten; Die mitteldeutschen Kollegien); eine Abhandlung liefert darüber hinaus eine Fallstudie (Die nichtchristlichen Religionen als Thema der Versammlungen Leipziger Gelehrtenesellschaften).

Das frühneuzeitliche Bildungswesen kannte noch keinen prinzipiellen, scharf gezogenen Unterschied zwischen Universitäten und dem höheren Schulwesen. Das Unterrichtsniveau an einem herausragenden Gymnasium konnte dem einer Universität durchaus nahekommen. So sind die Universitäten in Altdorf und Straßburg aus Gymnasien hervorgegangen. In der Residenzstadt Weißenfels versuchte Herzog Christian, das örtliche *Gymnasium illustre* ohne längere Vorankündigung in den Rang einer Hochschule zu erheben. Am 29. November 1718 wurden kurzerhand Doktoren der Jurisprudenz und der Medizin sowie dreißig Magister der Philosophie promoviert. Das war faktisch nichts anderes als ein Eingriff in die altherwürdigen Privilegien der Universitäten. Prompt erfolgte auch auf Anordnung der Dresdner Regierung die Verhaftung des Weißenfeler Rektors, der wegen „Anmaßung eines dergestaltigen solennen und publici actus“, der die „Privilegia derer Universitäten“ gröblich verletzt habe, verurteilt wurde. Die vorgenommenen Promotionen erklärte man für null und nichtig.<sup>17</sup> In Territorien, die über keine Universitäten verfügten, konnten einzelne Gymnasien einen gewissen Ersatz bieten. Das war etwa in der Oberlausitz der Fall, wo die Schulen in Görlitz, Zittau und Lauban ein Lehrangebot unterbreiteten, das in Umfang und Qualität dem Unterricht an den Philosophischen Fakultäten nahekam.<sup>18</sup> Zwischen den Lehrkörpern der Universitäten und der Gymnasien gab es eine intensive Fluktuation. Viele Gymnasiallehrer wechselten an die Universität. Das war nicht selten diejenige, an der sie zuvor selbst studiert hatten. Es gab aber

16 Quellen für das Wirken solcher Gesellschaften, die nur ausnahmsweise Primärquellen hinterließen, bilden in der Hauptsache Briefe, Reiseberichte und Erinnerungen.

17 Riede, Arno: Die Geschichte des Gymnasium illustre Augusteum zu Weißenfels (Saale). Halle 1937, 109–123.

18 Diese besondere Bedeutung des Schulwesens in der Oberlausitz spiegelt sich nur ungenügend in der bisherigen Forschung wider, vgl. aber aus den letzten Jahren Bahlcke, Joachim: Das Görlitzer Gymnasium Augustum. Entwicklung, Struktur und regionale Ausstrahlung einer höheren Schule im konfessionellen Zeitalter. In: Ders. (Hg.): Die Oberlausitz im frühneuzeitlichen Mitteleuropa. Beziehungen – Strukturen – Prozesse. Stuttgart 2007, 289–310; Dannenberg, Lutz-Arne/Fröde, Tino (Hg.): Bildung und Gelehrsamkeit in der frühneuzeitlichen Oberlausitz. Görlitz 2011.

auch Hochschullehrer, die lieber Lehrämter an Schulen übernahmen. Noch 1802 zog es der Jenaer Theologieprofessor Carl David Ilgen vor, das Amt des Rektors in Schulpforte zu übernehmen. Andere wiederum wirkten parallel an Universität und Gymnasium. Hier lassen sich vor allem in Leipzig Beispiele finden, wo neben der Alma mater zwei angesehene Gymnasien (Nikolai- und Thomasschule) existierten.

Schulen dürfen daher bei der Beschäftigung mit der frühneuzeitlichen Wissenschaftsgeschichte nicht außer acht gelassen werden. Sethus Calvisius zum Beispiel begann seine Untersuchungen zur Chronologie auf der Grundlage astronomischer Forschungen am Gymnasium in Schulpforte und setzte sie in Leipzig als Universitätsprofessor und Kantor der Thomasschule fort. Christoph Cellarius, der entscheidend zur Einführung der bis heute gängigen Einteilung der Geschichte in Altertum, Mittelalter und Neuzeit beitrug, war Rektor an verschiedenen thüringischen Gymnasien, bevor er eine Professur in Halle erlangte. Auf dem Gebiet der Geschichte wirkte auch Christian Weise, einer der einflußreichsten Pädagogen seiner Zeit, am Zittauer Gymnasium. Wesentliche Tendenzen der Historiographie der Frühaufklärung wurden von ihm rezipiert, weiter vorangetrieben und in den schulischen Unterricht umgesetzt: Bevorzugung der Zeitgeschichte (unter Berücksichtigung des Mediums Zeitung als historischer Quelle), Einbeziehung anderer wissenschaftlicher Disziplinen, konsequente Säkularisierung des Geschichtsbildes. Ein in die Aufsatzsammlung aufgenommenen Beitrag beschäftigt sich mit Weises Geschichtsunterricht und dessen theoretischen Grundlagen.

Es ist bekannt, daß kein Gebiet Europas eine dermaßen große Dichte an Residenzen aufzuweisen hatte wie Deutschland. Innerhalb des Reiches war es wiederum Mitteldeutschland, das mit einer kaum zu überblickenden Zahl an Höfen besonders hervorsticht. Neben dem kursächsischen Dresden, das zu den Höfen europäischer Dimension zählte, existierten die anderen Regierungssitze der albertinischen Linie (Merseburg, Weißenfels, Zeitz), die in ihren Teilungen und Zusammenführungen auch dem Spezialisten kaum faßbaren ernestinischen Gebiete (Weimar, Gotha, Altenburg, Saalfeld, Eisenberg, Meiningen, Römhild, Coburg, Eisenach u.a.), die Territorien der Schwarzburger (Rudolstadt, Schwarzburg u.a.) und der Reußen (Gera, Greiz u.a.), die Linien der Anhaltiner mit Residenzen in Dessau, Bernburg, Köthen und Zerbst und schließlich die Nebenresidenzen von Landesherrschaften außerhalb Mitteldeutschlands: das hessische Schmalkalden und das welfische Blankenburg/Harz. Alle diese Höfe besaßen eine zum Teil beträchtliche kulturgeschichtliche Bedeutung und sind für die wissenschaftsgeschichtliche Forschung von besonderem Interesse: Hier wirkten Vertreter der Gelehrsamkeit, vor allem Geistliche, Historiographen, Bibliothekare, Numismatiker, Astronomen, Alchemisten und Dichter. Auch Musiker, bildende Künstler, Gärtner und Mechaniker im Dienst des Hofes sind für unsere Fragestellung beachtenswert. Untersuchungen zu diesen Personenkreisen liegen nur partiell vor. Der vorliegende Band enthält einen Beitrag zu den Höfen der albertinischen Linie des Hauses Wettin (Merseburg, Weißenfels, Zeitz). Der Aufsatz über den Universalgelehrten Michael Gottlieb Hansch als Editor der Briefe Johannes Keplers hat keine der mitteldeutschen Residenzen im Blickpunkt – abgesehen von einer punktuellen Berücksichtigung Dresdens –, sondern den Kaiserhof in Wien, wobei zugleich Universitäten und Sozietäten eine Rolle spielen.

Das vorliegende Buch bietet eine Auswahl der von mir in den letzten zwei Jahrzehnten veröffentlichten Arbeiten zur Wissenschaftsgeschichte der Frühen Neuzeit. Es geht auf eine dankbar aufgegriffene Anregung von Prof. Dr. Joachim Bahlcke (Stuttgart) zurück, der sich auch bereit erklärte, den Band in die Reihe „Jabloniana. Quellen und Forschungen zur europäischen Kulturgeschichte der Frühen Neuzeit“ aufzunehmen. Alle Beiträge wurden formal

und stilistisch überarbeitet. Das ist zum größten Teil das Verdienst der beiden Herausgeber. Meinem Stuttgarter Kollegen und Frau Dr. Mona Garloff (Stuttgart) sei an dieser Stelle ausdrücklich für ihren Einsatz gedankt! Vom Autor ist versucht worden, neuere Forschungsergebnisse, soweit vorhanden, im Zuge der Überarbeitung der Texte zu berücksichtigen. Dies war allerdings nicht immer im vollen Umfang möglich, da die Grundstruktur der Aufsätze erhalten bleiben sollte.

Leipzig, im Januar 2015

Detlef Döring



# Gelehrte Sozietäten



# Die mitteldeutschen gelehrten Kollegien des 17. und frühen 18. Jahrhunderts als Vorläufer und Vorbilder der wissenschaftlichen Akademien

Jede gängige Darstellung der Geschichte der wissenschaftlichen Akademien der Neuzeit weiß über die Entstehung dieser Form von Gesellschaften gleichermaßen zu berichten: Erste Vorbilder waren die hauptsächlich philosophisch orientierten italienischen Renaissance-Akademien, denen im 16. Jahrhundert philologisch und naturwissenschaftlich ausgerichtete Sozietäten folgten. Im 17. Jahrhundert waren es vor allem die Entwicklungen in Frankreich und England, die das Interesse der Wissenschaftshistoriker fanden. In Paris wurde 1635 die *Académie française* ins Leben gerufen, die sich der Pflege der französischen Sprache und Literatur annahm. In London folgte 1660 die *Royal Society*, die sich den Naturwissenschaften widmete. Diese fanden auch in der sechs Jahre später gegründeten *Académie des Sciences*, erneut in Paris, einen Mittelpunkt. Zum kulturellen und geistesgeschichtlichen Hintergrund wird gern auf das utopische Denken im 16. und 17. Jahrhundert verwiesen; Thomas Morus, Francis Bacon, Valentin Andreae, Tommaso Campanella und Johann Amos Comenius sind hier die bekanntesten Namen.<sup>2</sup>

Was die Verhältnisse in Deutschland angeht, so ist die Aufzählung rasch abgeschlossen: Die humanistischen Sodalitäten der Zeit um 1500, die Sprachgesellschaften (vor allem die *Fruchtbringende Gesellschaft*)<sup>3</sup> des 17. Jahrhunderts, die kurzlebige *Societas Ereneutica*

---

1 Vgl. exemplarisch Grau, Conrad: Die Preußische Akademie der Wissenschaft zu Berlin. Heidelberg/Berlin/Oxford 1993.

2 Kanthak, Gerhard: Der Akademiegedanke zwischen utopischem Entwurf und barocker Projektmacherei. Zur Geistesgeschichte der Akademiebewegung des 17. Jahrhunderts. Berlin 1987.

3 Weit hinaus über die bisherige gebräuchliche Bezeichnung der *Fruchtbringenden Gesellschaft* als eine von mehreren Sozietätsgründungen des 17. Jahrhunderts gehen die Auffassungen, die seitens des in Wolfenbüttel angesiedelten Forschungsvorhabens zur Geschichte der Gesellschaft vertreten werden. Danach ist die in Köthen gegründete Gesellschaft eine unmittelbare Vorläuferin, ja ein Vorbild der leibnizschen und damit der modernen Akademie gewesen. Die von der Wolfenbütteler Arbeitsgruppe herausgegebene Reihe *Die Deutschen Akademien des 17. Jahrhunderts: Fruchtbringende Gesellschaft* formuliert bereits in ihrer Benennung hinreichend diesen Anspruch. Eine programmatische Begründung dieser These findet sich in Conermann, Klaus/Herz, Andreas/Schmidt-Glitzner, Helwig: Die Fruchtbringende Gesellschaft. Gesellschaftsgedanke und Akademienbewegung. In: Döring, Detlef/Nowak, Kurt (Hg.): Gelehrte Gesellschaften im mitteldeutschen Raum (1650–1820), Tl. 1. Stuttgart/Leipzig 2000, 19–38. Zusammenfassend heißt es hier: „Der Intention nach läßt sich die Fruchtbringende Gesellschaft in den ersten Jahrzehnten ihres Bestehens dem von Leibniz entwickelten Systementwurf einer Akademie der Wissenschaften und Künste mühelos annähern.“ Ebd., 36. Diese Behauptung dürfte schwerlich haltbar sein. Zu kritisieren ist vor allem eine undifferenzierte Interpretation der im zeitgenössischen Schrifttum verwendeten Begriffe. So hat der im Wahlspruch der Gesellschaft betonte Nutzen („Alles zu Nutzen“) nichts mit der berühmten Forderung Leibniz’ zu tun, „*theoria cum praxi*“ zu vereinigen (so dezidiert ebd., 28). „Nutzen“ wird bei den „Fruchtbringern“ im Sinn von Genießen gemeint, nicht aber im Sinn der nutzbringenden Umsetzung wissenschaftlicher Theorien: Die Tätigkeit der Gesellschaft soll allen „zu nutzen, frommen und ergetzung“ dienen. Fürst Ludwig von Anhalt-Köthen: Kurtzer

(1622–1625) des Joachim Jungius in Rostock und die *Academia Naturae curiosorum* (gegründet 1652), später bekannt geworden unter der Bezeichnung *Leopoldina*. Im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts trat dann Gottfried Wilhelm Leibniz auf den Plan, zuerst mit verschiedenen Entwürfen zur Errichtung einer Akademie, dann mit der ersten konkreten Gründung, der *Brandenburgischen Sozietät der Wissenschaften*.<sup>4</sup> Ihrem Beispiel folgte im Laufe des Jahrhunderts der Aufklärung eine Reihe von Akademiegründungen inner- und außerhalb Deutschlands. Nach den herkömmlichen Feststellungen zählten zu den wesentlichen Gemeinsamkeiten dieser Akademie, daß sie einerseits unter unmittelbarem staatlichen Schutz standen und andererseits in dezidiert abgegrenzter Abgrenzung zu den Universitäten gegründet wurden, die sich in jener Zeit in einem Zustand der geistigen Sterilität beziehungsweise scholastischen Erstarrung befunden hätten. Die Geburtsstätte der modernen Wissenschaft sei daher ganz und gar in den Akademien zu suchen;<sup>5</sup> das 18. Jahrhundert sei das Jahrhun-

---

Bericht von der Fruchtbringenden Gesellschaft Vorhaben. O.O. 1628. In: Ders.: Werke, Bd. 1. Hg. v. Klaus Conermann. Tübingen 1992, 60. Wieso die 1677 erfolgte Veröffentlichung eines Berichts über die *Royal Society* durch Martin Kempe (Mitglied der *Fruchtbringenden Gesellschaft*) auf die „originären Ziele der Fruchtbringenden Gesellschaft“ verweisen sollte (ebd., 38), ist nicht nachvollziehbar; die *Fruchtbringende Gesellschaft* war in keiner Phase ihrer Geschichte eine naturwissenschaftlich-technisch orientierte Sozietät. Auch ist die von den genannten Autoren hier und an anderen Stellen angewandte Methode, Aussagen oder Handlungen einzelner Mitglieder, die mit deren Eigenschaft als „Fruchtbringer“ nicht in Verbindung zu bringen sind, der gesamten Gesellschaft als charakteristisch zuzuschreiben, unzulässig. So kann zum Beispiel der Beitritt zweier Mitglieder der *Fruchtbringenden Gesellschaft* zur *Leopoldina* nicht beweisen, daß erstere naturwissenschaftlich geprägt war. Die Behauptung, die Fruchtbringende Gesellschaft hätte „universalere Bestimmungsmomente verfolgt“ als man sie einer bloßen Sprachgesellschaft zurechnen würde, kann nicht mit dem Hinweis auf die Tätigkeit von Wolfgang Ratke am Köthener Hof belegt werden (ebd., 29f.). Weder war Ratke ein „Fruchtbringer“ noch rezipierte die Gesellschaft dessen pädagogische Ideen.

4 Brather, Hans-Stephan (Hg.): Leibniz und seine Akademie. Ausgewählte Quellen zur Geschichte der Berliner Sozietät der Wissenschaften 1697–1716. Berlin 1993.

5 Ein schon klassisches Beispiel bietet ein an renommierter Stelle veröffentlichter Aufsatz von Voss, Jürgen: Die Akademien als Organisationsträger der Wissenschaften im 18. Jahrhundert. In: Historische Zeitschrift 231 (1980) 43–74. Nach Ansicht des Autors könne man sagen, daß „die Akademien die typische Organisation der Wissenschaftspflege in monarchischen Staaten des 18. Jahrhunderts“ darstellten (55). Das gilt jedoch auf keinen Fall für Deutschland. Folgt man Voss, so hätte es innerhalb Deutschlands nur in Preußen, Bayern, Hannover, der Kurpfalz und Mainz jeweils eine Organisation der Wissenschaftspflege gegeben. So taucht in einer in den 1990er Jahren publizierten Darstellung über das Europa der Akademien – McClellan, James: L'Europe des académies. In: Dix-Huitième siècle 25 (1993) 153–165 – der Begriff Universität nur einmal auf, und zwar in Verbindung mit dem Adjektiv „médiéval“; die Akademien seien ganz und gar von ihnen zu unterscheiden. Die Anerkennung durch den Staat bilde ein konstituierendes Element einer Akademie beziehungsweise der bedeutendsten Akademien. Kurz und bündig heißt es bei Müller, Rainer A.: Geschichte der Universität. Von der mittelalterlichen Universität zur deutschen Hochschule. Hamburg 1996, 61: „Es waren vor allem die Gelehrten Gesellschaften, die den Hort des wissenschaftlichen Fortschritts bildeten und die sich dann zu Akademien fortbildeten.“ Die Universitäten dagegen seien in einer „starrten traditionalistischen Haltung“ begriffen gewesen. Als Instrument der grundsätzlichen Erneuerung der Wissenschaft angesichts der im „Zunftwesen erstarrten Universität“ wird die Akademie auch in dem bekannten Werk von Schelsky, Helmut: Einsamkeit und Freiheit. Idee und Gestalt der deutschen Universität und ihrer Reformen. Reinbeck bei Hamburg 1963, 31–33, geschildert. Den Versuch einer stärker inhaltlichen Begründung der Fortschrittlichkeit der Akademien gegenüber den Universitäten unternimmt Proß, Wolfgang: Adel und experimentelle Naturwissenschaft: Die Rolle der Akademien im 18. Jahrhundert. In: Schwinges, Rainer Christoph (Hg.): Artisten und Philosophen. Wissenschafts- und Wirkungsgeschichte einer Fakultät vom 13. bis zum 19. Jahrhundert. Basel 1990, 255–296: Die Aka-

dert der Akademien.<sup>6</sup>

Noch die umfassende Darstellung der Geschichte des Vereinswesens von Wolfgang Hardtwig setzt die auf innovative Forschungen, auf eine Veränderung der Welt orientierten Akademien ganz in einen Gegensatz zu den vermeintlich konservativen Universitäten.<sup>7</sup> Dieser Gegensatz sei schon den Zeitgenossen bewußt gewesen, deshalb habe man für die gelehrten Gesellschaften den abgrenzenden Begriff der Akademien gewählt.<sup>8</sup> Zedlers Lexikon beweise, daß man mit diesem Begriff „die Verhaltensweisen der grundsätzlichen Kritik, des Zweifels und der unabschließbaren Forschung“ verband und „damit das primäre Forschungsinteresse der Akademiemitglieder gegenüber der traditionellen Lehre an den Universitäten“ definieren wollte.<sup>9</sup> Das moderne Wissenschaftsverständnis sei somit zuerst in den Akademien entwickelt worden. Hardtwigs These ist jedoch schon deswegen unhaltbar, weil das Zedlersche Werk unter dem Stichwort „Academici“, auf das sich Hardtwig beruft, eindeutig und ausschließlich die antiken Skeptiker versteht,<sup>10</sup> deren Zweifel- und Kritiksucht mit religiös-

---

demien seien weitgehend vom Adel bestimmt gewesen, der sich in seiner freigeistigen Haltung und ökonomischen Unabhängigkeit wenig „um die Bewahrung dogmatischer Ansichten sei es religiöser, sei es philosophischer Provenienz kümmerte“. In „Grundsatzfragen des Weltbildes“ habe man daher neue Wege beschreiten können (vgl. auch die Zusammenfassung des Beitrags durch Rüdiger vom Bruch, 393–395). Sicher ist die These von Proß anregend, überzeugen kann sie dagegen nicht. Es ist auffällig, daß in seinen Darstellungen der Diskussion um die Dauer des Universums und die Anerkennung der Selbständigkeit der Welt allein Persönlichkeiten des nichtuniversitären Bereichs kontrovers aufeinandertrifft. Dabei gehörten die Disputanten nicht unbedingt einer Akademie an beziehungsweise spielte die Mitgliedschaft in einer Akademie keine hervorragende Rolle. Die (in dieser Schärfe allerdings nur in der Zusammenfassung aufgestellte) Behauptung von der größeren innovativen Kraft der Akademien hätte erfordert, Universitätslehrer und Akademiemitglieder im Gespräch zu zeigen und die größere „Radikalität“ letzterer zu belegen. Bei der Debatte um die Harmonisierung von Wissenschaft und Glauben ging es immerhin um die Kritik an der leibniz-wolffschen Philosophie, die die Universitäten wohl nicht beherrschte, aber doch wesentlich bestimmte. Aus dem Bereich der Universitäten fällt aber auch hier nur der Name Kants. Eine überragende Kritik an dem überlieferten Bild des Verhältnisses zwischen Akademien und Universitäten bietet Hammerstein, Notker: Innovation und Tradition. Akademien und Universitäten im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation. In: Historische Zeitschrift 278 (2004) 591–623.

6 Besonders die heutigen Akademien pflegen dieses Bild von der großen Epoche der Akademien.

7 Hardtwig, Wolfgang: Genossenschaft, Sekte, Verein in Deutschland, Bd. 1. München 1997.

8 Nach Hardtwig wollte Leibniz mit dem Vorschlag, die vorgesehene Berliner Gründung als Sozietät zu bezeichnen und nicht als Akademie, „mit vollem Bewußtsein eine Oppositionswissenschaft gegen die traditionellen Formen der Weltauslegung“ begründen und einen „neuen Typus von Wissenschaftsorganisation gegenüber den Universitäten“ durchsetzen (ebd., 277). Leibniz sagte jedoch in der herangezogenen Quelle, einem Brief an Daniel Ernst Jablonski vom 26. März 1700, nichts anderes, als daß der Begriff Akademie in Deutschland auf Gemeinschaften von Lehrenden und Lernenden angewandt wird; um die Neugründung davon zu unterscheiden, solle man die Bezeichnung Sozietät wählen. Die sich daran anschließende Interpretation Hardtwigs ist rein spekulativ.

9 Ebd., 277f.

10 Unter dem Stichwort „Academici“ ist allein von den Platonikern die Rede. Einige von ihnen seien dem Skeptizismus verfallen. Vgl. Zedler, Johann Heinrich: Großes vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste, Bd. 1–64. Leipzig 1732–1750, hier Bd. 1, Sp. 239f. Schlägt man das Stichwort „Sceptizismus“ auf, findet sich die Mitteilung: „Unter dessen haben die Sceptici unter einem andern Namen einer berühmten Secte viele Anhänger bekommen, nemlich unter den Namen der Academicorum“ (ebd., Bd. 34, Sp. 590). Zweifellos kritisierte der Autor des Artikels eine ihm als hemmungslos erscheinende Wissenssucht; die moderne Akademiebewegung wurde damit jedoch an keiner Stelle in Verbindung gebracht.

theologischen Argumenten verurteilt wird. Von wissenschaftlichen Akademien und deren Tätigkeit ist nirgends die Rede. Die Akademien werden vielmehr in einem eigenen Artikel ganz neutral als Gesellschaften definiert, die errichtet worden seien, um „die Wissenschaften und Künste empor“ zu bringen;<sup>11</sup> von einem Gegensatz zu den Universitäten ist hier nicht die Rede.

Gerade für die Verhältnisse in Deutschland ist die Auffassung, die modernen Wissenschaften hätten sich allein oder doch vor allem im Rahmen von Akademien entwickelt, schwer aufrechtzuerhalten. Es handelt sich bei dieser Behauptung um nichts anderes als einen Mythos, der von Generation zu Generation weitergegeben wird. Es wäre im Deutschland des 18. Jahrhunderts schlecht um die Wissenschaften bestellt gewesen, hätten sie sich allein auf die Akademien stützen müssen. Die Berliner Akademie, die bis Mitte des 18. Jahrhunderts die einzige ihrer Art blieb, ist bis in die 1740er Jahre über eine eher provinzielle Bedeutung nicht hinausgekommen. Erst 1750 entstand mit der Gründung der *Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften* eine weitere Akademie, die jedoch von Beginn an eine enge Beziehung zur Universität ihres Standortes unterhielt. Gleiches gilt für die 1754 ins Leben gerufene *Akademie der gemeinnützigen Wissenschaften in Erfurt*.<sup>12</sup> Erst die Gründungen in München (1759) und Mannheim (1763) standen in keiner unmittelbaren Verbindung zu einer Universität. Die neuen Einrichtungen hatten stets mit erheblichen Schwierigkeiten und Existenznöten zu ringen. Ihre Verdienste für die Fortschritte der verschiedenen Disziplinen sind unbestreitbar, völlig unverhältnismäßig ist es jedoch, sie zu den wichtigsten oder gar einzigen Zentren wissenschaftlichen Lebens zu erklären. Maßgeblich für die Entwicklung der Wissenschaften blieben in Deutschland vielmehr die Hochschulen, allen voran die Neugründungen in Halle und Göttingen, in zweiter Linie Erlangen. Aber auch ältere Universitäten behielten oder erlangten neue Bedeutung: Leipzig, Jena, Königsberg oder Marburg. Forschungen zur Wissenschaftsgeschichte Deutschlands im 18. Jahrhundert haben sich daher in erster Linie auf die Universitäten zu konzentrieren, weniger auf die Akademien.

Diese Feststellung kann nicht bedeuten, daß Sozietäten in der deutschen Wissenschaftsgeschichte des 18. Jahrhunderts keine wesentliche Rolle gespielt hätten. Nur ist es notwendig, den Blick über den Bereich der Akademien hinauszulenken. Die unabhängig von anderen wissenschaftlichen Einrichtungen bestehende Akademie, wie wir sie in Berlin, München und Mannheim beobachten können, ist nicht die Regel, sondern die Ausnahme. Eine weitaus größere Zahl gelehrter Sozietäten war gerade innerhalb oder zumindest am Rand der Universitäten

11 Ebd., Bd. 1, Sp. 241. Ebensowenig stimmt Hardtwigs Feststellung, nach Aussage des Lexikons von Zedler hätten die Hochschulen den Namen Universität angenommen, um sich von den gelehrten Gesellschaften, die die Bezeichnung Akademie okkupiert hätten, zu unterscheiden. Der Artikel meint an dieser Stelle nicht den Unterschied zwischen den uns interessierenden Akademien und den Universitäten, sondern zielt auf die Trennung zwischen den Universitäten und den höheren Schulen, die nicht die Privilegien der Hochschulen besitzen: „Dahero die Hohe Schulen, ohne Privilegien sich Academias, oder Gymnasia academica zu heissen pflegen. Auch die Reit-Schulen, Mahler-Schulen u.s.w. Academien heissen.“ Ebd., Sp. 239. Die Tatsache, daß zwei Spalten weiter die Akademien als Gesellschaften zu Förderung der Wissenschaften charakterisiert werden, zeigt, daß der Begriffsgebrauch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts noch schwankte. Man vergleiche auch das Stichwort „Universitäten“, wo deren Unterschied zu den Akademien damit erklärt wurde, daß jene Privilegien und Rechte besaßen, über die diese nicht verfügten.

12 Kiefer, Jürgen: Die Kurmainzische Periode der Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt 1754–1802. In: Döring/Nowak (Hg.): Gelehrte Gesellschaften, Tl. I, 151–166; Ders. (Hg.): Miscellanea – Neue Beiträge zur Erfurter Akademiegeschichte. Erfurt 2011.

ten angesiedelt.<sup>13</sup> Zwar bildeten sie keinen verfassungsmäßigen Bestandteil der Hochschule, wären aber doch ohne deren Existenz nicht denkbar gewesen.<sup>14</sup>

Nur bedingt läßt sich der Begriff der Sozietät auf lose Verbindungen anwenden, die keine feste Mitgliedschaft und keine festgeschriebenen Statuten kannten. Dazu wären etwa die in Leipzig seit dem 17. Jahrhundert unter der Bezeichnung „Kränzchen“ verbreiteten lockeren Zusammenkünfte von Gebildeten, die meist dem universitären Milieu angehörten, zu rechnen. Das heutige eher pejorative Verständnis dieses Begriffs hat mit den damaligen Verhältnissen nichts gemeinsam. Das intellektuelle Niveau der Gespräche, die in den gelehrten Kränzchen, geführt wurden, war durchweg hoch. Das belegen Aufzeichnungen (Briefe, Tagebücher, Reiseberichte), die wir zu einzelnen dieser Zusammenkünfte besitzen.<sup>15</sup> Die Wirkungen, die von diesen Kränzchen ausgingen, sind schwer meßbar, jedoch dürfte ihre Bedeutung nicht unerheblich gewesen sein. Das läßt sich allerdings weder über Protokolle noch anhand von Publikationen nachweisen. Die Ähnlichkeit zu den Akademien beschränkte sich auf die hier wie dort gegebene Möglichkeit, in einen freien Meinungs austausch treten zu können.

Anders sieht es bei Organisationen aus, die über verbindliche Statuten und nachweisbare Mitgliederlisten verfügten. Bei ihnen finden sich durchaus typische Wesenszüge einer Akademie. Dabei gaben letztere nicht das Vorbild ab, sie wurden gerade umgekehrt von den universitären Gemeinschaftsbildungen beeinflusst. Akademiebewegung und Universitäten sind daher weniger in einen Gegensatz zu bringen, als vielmehr in einen Bezug zueinander zu setzen.<sup>16</sup>

13 Diese Tatsache ist der gängigen Universitätsgeschichtsschreibung kaum bekannt. Vgl. Ruegg, Walter (Hg.): Geschichte der Universität in Europa, Bd. 2. München 1996.

14 Die Helmstedter *Societas Conantium* beschrieb ihre Stellung zur Universität mit einem Begriff, den wohl die anderen Gesellschaften für sich auch akzeptiert hätten: als „Ornament“. Vgl. Koch, Cornelius D.: *Ad Congressus Literarios*. Helmstedt 1712.

15 So berichtete der russische Reisende Nikolai Michailowitsch Karamsin über seine Eindrücke, die er bei der Teilnahme an einem Abendessen sammelte, das die „vorzüglicheren Leipziger Gelehrten“ allwöchentlich im „Blauen Engel“ bei „angenehmen Gesprächen“ veranstalteten. Vgl. Karamsin, Nikolai Michailowitsch: *Briefe eines russischen Reisenden*. Berlin 1964, 111f. Zwei andere Gesellschaften trafen sich in den gleichen Jahren im Haus des Leipziger Literaten, Mäzens und Kreissteuereintnehmers Christian Felix Weiße. Dieser berichtete von einer „sehr frohe[n] Abendgesellschaft, welche sich alle Sonnabende versammelte“ sowie von einer „andere[n] angenehme[n] Zusammenkunft“, welche „alle Montage in seinem Hause Statt fand, und bloß die gegenseitige Mittheilung von Ideen über allgemein interessante Gegenstände zur Absicht hatte.“ Weiße, Christian Felix: *Selbstbiographie*. Leipzig 1806, 216. Als Teilnehmer der *Sonnabendgesellschaft* erwähnte Weiße den Leipziger Bürgermeister Karl Wilhelm Müller, Adam Friedrich Oeser, Christian Friedrich von Blankenburg und Johann Christoph Adelong. Daß es bei diesen Kränzchen recht aufgeräumt zugeht, belegt ein Brief Weißes an den inzwischen nach Dresden verzogenen Adelong: „Sie haben unserm Sonnabende durch Ihren Brief an Saalen einen sehr lustigen Auftritt verschafft. Da er nichts von dem Briefe, den Müller heiml. an Sie in seinem Namen geschrieben hatte, wußte; kam er mit Ihrem Briefe zum Vorschein, wollte Glossen darüber machen, und beweisen, daß Sie den Verstand müßten verloren haben: wir bewiesen ihm aber, daß er in dem Falle wäre, weil er Ihnen vorher einen solchen albern Brief geschrieben, und so gar nicht ein Wort davon wisse, der ihm dann zu seinem Erstaunen vorgelegt wurde.“ Brief vom 8. März 1788, Universitätsbibliothek Leipzig, Autographensammlung.

16 Diese These bisher allein formuliert bei Dickerhof, Harald: *Gelehrte Gesellschaften, Akademien, Ordensstudien und Universitäten*. In: *Zeitschrift für bayrische Landesgeschichte* 45 (1982) 37–66. Leider fand der wichtige Beitrag in der Forschung nicht die Aufmerksamkeit, die er verdient hätte. Dickerhof schildert die vielfältigen Formen des Sozietätslebens am Rand der Universität, erkennt aber nicht die vorbildhafte Bedeutung des Kollegiums für alle der von ihm beschriebenen Gesellschaften.

Die am Rand der Universitäten angesiedelten Organisationen trugen ganz unterschiedliche Bezeichnungen: Gesellschaften, Sozietäten, Oratorien. Die am weitesten verbreitete Benennung, die zugleich auch als die älteste zu gelten hat, war jedoch die des Kollegiums.<sup>17</sup> Die Struktur und die Arbeitsweise des Kollegiums waren von vorbildhafter Wirkung für eine Vielzahl anderer Zusammenschlüsse von Gelehrten, gleichgültig welche Bezeichnung diese Verbindungen für sich gewählt hatten. Die Form des Kollegiums war die bestimmende Organisationsform der im Rahmen der Universitäten angesiedelten gelehrten Gesellschaften und nahm darüber hinaus auch auf die Strukturen der deutschen Akademien Einfluß. Wenn im folgenden daher der Begriff Kollegium verwendet wird, so sind stets diejenigen Verbindungen mit gemeint, die nach dem Vorbild der Kollegien organisiert waren, ohne unbedingt deren Namen zu führen. Die für das Entstehen der gelehrten Kollegien maßgebliche Universität war offenbar die Leipziger Hochschule, die deshalb im Folgenden im Mittelpunkt stehen wird. Zuvor erscheinen jedoch einige begriffsgeschichtliche Erörterungen notwendig.

Kollegium (*Collegium*) war ein schon in der Zeit der römischen Republik verbreiteter Begriff, der im Lauf der Jahrhunderte viele Bedeutungen angenommen hat. Ursprünglich bezeichnete das Kollegium einen Zusammenschluß von Personen auf der Grundlage einer bestimmten Satzung mit dem Ziel der Verfolgung gemeinsamer Interessen. In römischer Zeit waren dies vor allem Berufsvereinigungen, Kultverbände und Begräbnisvereine. Die Satzung regelte den Beitritt zum Kollegium sowie die Rechte und Pflichten der Mitglieder. Eine gewisse staatliche Aufsicht über die Kollegien war üblich. In den Digesten wird der Charakter des Kollegiums über die Definition seiner Mitglieder, der *Sodales*, beschrieben: „*Sodales sunt, qui eiusdem collegii sunt: quam Graeci ἑταιρείαν vocant. His autem potestatem facit lex pactionem quam velint sibi ferre, dum ne quid ex publica lege corrumpant.*“<sup>18</sup>

Verbreitet waren schon im Altertum regelmäßige Veranstaltungen der Kollegien zum Zweck der gemeinsamen Unterhaltung. Auch in Mittelalter und Frühneuzeit verwendete man den Begriff der Kollegien für die Bezeichnung bestimmter, einem gemeinsamen Zweck verpflichteter Personenverbände. Schon im Hochmittelalter begegnen uns in Norditalien die *Collegia Iudicium*, sozusagen frühe Berufsverbände der Juristen einer bestimmten Stadt.<sup>19</sup> Ihre Statuten wiesen in manchen Festlegungen bereits auf die frühneuzeitlichen gelehrten *Collegia* voraus: ein gewisser Bildungsabschluß als Voraussetzung für die Aufnahme, Zuzahl (nach vorangegangener Prüfung) durch die Mitglieder der Kollegien, Einrichtung verschiedener Leitungsgremien, Erhebung von Strafgeldern bei Verletzung der Statuten, Vorschriften über ein von gegenseitiger Achtung und Rücksichtnahme geprägtes Verhältnis der Kollegen zueinander.<sup>20</sup>

17 Döring, Detlef: Die Leipziger gelehrten Sozietäten in der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts und das Auftreten Johann Christoph Gottscheds. In: Donnert, Erich (Hg.): Europa in der Frühen Neuzeit. Festschrift für Günter Mühlhpfordt, Bd. 5. Köln/Weimar/Wien 1999, 17–42; Ders.: Der junge Leibniz und die Gelehrtenesellschaften in Leipzig und Jena. In: Nowak, Kurt/Poser, Hans (Hg.): Wissenschaft und Weltgestaltung. Hildesheim/Zürich/New York 1999, 69–92.

18 Digesten, XLVII, 22, 4. Zit. nach: Mommsen, Theodor/Krüger, Paul (Hg.): Corpus Iuris Civilis, Bd. 1. Berlin <sup>11</sup>1908, 840.

19 Meyer-Holz, Ulrich: Die „*collegia iudicium*“ und ihre Bedeutung für die Professionalisierung der Juristen. In: Zeitschrift für Historische Forschung 28 (2001) 359–384.

20 Verwandt mit der Bestätigung der Statuten der späteren gelehrten Kollegien durch die Universität ist auch die Genehmigung der Statuten der *Collegia Iudicium* durch die jeweilige Stadtführung. Die Juristenverbände monopolisierten das gesamte Rechtsleben einer Stadt, was sie in ihrer Funktion aller-

Besonders häufig wurde mit dem Begriff Kollegium die Gesamtzahl der Lehrer an den einzelnen Schulen gemeint; noch heute ist das Lehrerkollegium ein gängiger Begriff des Schulalltags. Aber auch bei den Medizinern finden wir Kollegien: das *Collegium Sanitatis*, das *Collegium Medicum*,<sup>21</sup> das *Collegium Chirurgicum*. Das Handelsgericht erschien als *Commerciën-Collegium*, Regierungsbehörden als *Rats-Collegien*, *Regierungs-Collegien* oder *Consistorial-Collegien*. Auf der Reichsebene gliederte sich der Reichstag in die drei Kollegien der Kurfürsten, Fürsten und Städte; innerhalb vieler Territorien erhob man im 17. und 18. Jahrhundert das Kollegialitätsprinzip zur Grundlage der Behördenorganisation.<sup>22</sup> Die an einer bestimmten Kirche wirkenden Geistlichen konnten ein *Kirchen-Collegium* bilden. Seit dem 17. Jahrhundert begegnen wir den für die Musikgeschichte bedeutsamen *Collegia musica*, das heißt Zusammenschlüssen von Laien zum Zweck gemeinsamen Musizierens.<sup>23</sup> Auch die Herausgeber einer Zeitschrift bildeten ein Kollegium, zum Beispiel die Editoren der *Acta Eruditorum* oder der ersten theologischen Zeitschrift, der *Unschuldigen Nachrichten*.<sup>24</sup> Schließlich existierten auch kollegiale Verbindungen, die nach heutigem Verständnis eher als Versicherungskassen zu definieren wären. Dennoch zeigten sie typische Eigenschaften eines Kollegiums. Am verbreitetsten waren Witwenkassen und Junggesellen- beziehungsweise Jungfernkassen. Wurden sie als Kollegien bezeichnet, so hießen sie *Collegium Viduale* oder *Collegium Neanicum*.<sup>25</sup> An ihrer Spitze standen meist zwei oder drei Personen, die den Titel eines Administrators oder Registrators trugen. Die Zahl der Mitglieder war statuarisch jeweils genau festgelegt; erst nach einem Todesfall bestand die Möglichkeit, als neues Mitglied nachzurücken. Jedes Mitglied zahlte jährlich eine gewisse Summe ein und erhielt dafür die Gewißheit, daß es selbst oder seine Angehörigen bei eintretendem Versicherungsfall<sup>26</sup> einen bestimmten, nach der zeitlichen Länge der Mitgliedschaft gestaffelten Geldbetrag ausgezahlt

---

dings von den gelehrten *Collegia*, die in der Regel kaum eine größere Außenwirksamkeit entfalteten, unterschied.

- 21 Ein interessantes Beispiel bietet das *Collegium medicum* in Gotha, das anscheinend auch wissenschaftliche Ambitionen verfolgte. Darauf deutet folgende Veröffentlichung hin: Kurtze doch ausführliche Beschreibung des Unicornu fossilis, oder gegrabenen Einhorns, welches in der Herrschafft Tonna gefunden worden/ verfertigt von dem Collegio medico in Gotha. Gotha 1696.
- 22 Berühmt wurden zum Beispiel die von Zar Peter I. von Rußland 1717 als Kollegien ins Leben gerufenen zentralen Exekutivbehörden seines Landes.
- 23 Finscher, Ludwig (Hg.): Die Musik in Geschichte und Gegenwart, Bd. 2. Kassel/Stuttgart 1995, 943ff.
- 24 Die „Leges Collegii Collectorum Antiquo-Novorum“ haben sich erhalten. Sie legten die Grundsätze fest, nach denen sich das Kollegium der Herausgeber zu orientieren hatte. Danach sollten die *Unschuldigen Nachrichten* dem Ruhm Gottes und dem Heil, der Wahrheit und der Eintracht der Kirche dienen. Daran hätten sich die Beiträger zu orientieren. Auch hätten sie aus Furcht vor den Menschen nichts zu verschweigen, was der Kirche und der Orthodoxie schaden könne. Vgl. Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg, Sup. Ep. 81, Bl. 3r–v.
- 25 Neben der Bezeichnung Kollegium wurden die Begriffe Gesellschaft, Sozietät, Kasse gleichermaßen unterschiedslos gebraucht. Die folgenden Angaben stützen sich auf Statuten zahlreicher in Chemnitz und Frankenberg angesiedelter Kollegien beziehungsweise Kassen. Vgl. Zaunstöck, Holger: Sozietätslandschaft und Mitgliederstrukturen. Die mitteldeutschen Aufklärungsgesellschaften im 18. Jahrhundert. Tübingen 1999, 83–85.
- 26 Das war bei den Witwenkassen der Tod, bei den Junggesellen- und Jungfernkassen die Hochzeit oder der Todesfall. Beim Chemnitzer *Collegium Neanicum* gab es die Festlegung, daß die Mitglieder bei Beginn einer Berufsausbildung oder eines Universitätsbesuchs die Hälfte der eingezahlten Gelder zur Verfügung gestellt bekommen konnten. Viele Kollegien gewährten überdies die Möglichkeit, gegen Zinsen Geld an die Mitglieder zu entleihen. Mitunter fand sich der Passus, daß bei Krankheitsfällen und in Notzeiten finanzielle Unterstützung geleistet werde.

erhielt. Zu den Leistungen gehörten auch die Beteiligung von Mitgliedern an den Beerdigungsfeierlichkeiten und die Überbringung von Glückwünschen zur Hochzeit. Üblich war ferner die Ausrichtung einer Jahresversammlung der Kollegiaten, die meist mit einem Essen verbunden wurde.<sup>27</sup>

Wichtig ist vor allem die enge Verbindung, die der Begriff Kollegium mit dem der Universität einging. Die Organisation der mittelalterlichen Hochschulen in Paris, Oxford und Cambridge gründete sich fast von Beginn an auf Kollegien. Auch im mitteleuropäischen Raum, in dem es erst über ein Jahrhundert später zu ersten Universitätsgründungen kam, erlangten die Kollegien eine zentrale Bedeutung. Ihr Ursprung lag in den Kollegiatenstiften der mittelalterlichen Kirchen, die auch das Vorbild für das Zusammenleben der Kollegiaten boten. Sie konnten bei Gründung einer Universität der Alma mater inkorporiert werden; oder es wurden eigens neue Kollegien gestiftet, durch den Landesherrn oder durch vermögende Persönlichkeiten beziehungsweise Familien.<sup>28</sup> Kollegien meinen dann einerseits die Zusammenschlüsse von Lernenden, andererseits die Räumlichkeiten, in denen sich dieses gemeinsame Leben abspielte.<sup>29</sup> Diese Gemeinschaften waren auf der Grundlage von Statuten organisiert, deren Einhaltung durch einen Provisor überwacht wurde, der meist der Universität entstammte. Die eigentliche Leitung des Kollegiums oblag dem aus dem Kreis der Mitglieder erwählten Rektor. Für Deutschland war typisch, daß nicht Studenten in die Kollegien eintraten, sondern bereits Graduierte, die hier gemeinsam wohnten und lehrten. Auch daran wird das Vorbild der kirchlichen Kollegiatenstifte erkennbar. An der Spitze der *Collegia* stand der Senior, der aus den Reihen der Kollegiaten stammte. Spätestens nach Einführung der Reformation hörten die Kollegien auf, als Wohn- und Lerngemeinschaften zu funktionieren. Dennoch blieben sie ein zentrales Element der Universitätsstruktur. Sie beruhten auf einer durch Landsitz oder Kapitalvermögen abgesicherten Foundation, die ihren Mitgliedern garantierte jährliche Einkünfte verschaffte und so wesentlich zu deren finanzieller Existenzsicherung beitrug. Die Verleihung einer Kollegiatenlehre gehörte damit weiterhin zu den Möglichkeiten, das materielle Auskommen der an den Fakultäten Lehrenden abzusichern. Im Übrigen wurde der Begriff des Kollegiums mit den entsprechenden Gebäuden verbunden, die weiterhin für Lehrveranstaltungen benutzt wurden; der Gang ins Kollegium bedeutete den Besuch einer Vorlesung, ein *Collegium publicum* war nichts anderes als eine öffentliche Vorlesung. Unter der Bezeichnung Kollegium erfolgte ferner die Veröffentlichung dieser Vorlesungstexte; ihre Zahl ist unüberschaubar: *Collegium Rabbini-Biblicum*, *Collegium homileticum*, *Collegium deudalis*, *Collegium Pufendorfanum*, *Collegium Anti-pontificum*. Der Einübung in die „Streitkunst“ dienten *Collegia disputatoria*.<sup>30</sup> Der praktischen Unterrichtung der Medizin-

27 Hin und wieder finden sich Vorschriften über Unarten, die bei jenen Zusammenkünften vermieden werden sollten.

28 Wagner, Wolfgang E.: Universitätsstift und Kollegium in Prag, Wien und Heidelberg. Eine vergleichende Untersuchung spätmittelalterlicher Stiftungen im Spannungsfeld von Herrschaft und Genossenschaft. Berlin 1999.

29 Lexikon des Mittelalters, Bd. 3. München 1986, Sp. 37ff.; Rückbrod, Konrad: Universität und Kollegium. Baugeschichte und Bautyp. Darmstadt 1977, 38ff.; Seifert, Arno: Die Universitätskollegien. Eine historisch-typologische Übersicht. In: Rütth, Fritz/Hauer, Rolf/Pölnitz-Egloffstein, Winfried von (Hg.): Stiftungen aus Vergangenheit und Gegenwart. Tübingen 1974, 355–372.

30 Solche *Collegia* unterhielt der Theologe Gottfried Olearius in Leipzig. Vgl. Ludovici, Carl Günther: Ausführlicher Entwurf einer vollständigen Historie der Wolffischen Philosophie, Bd. 3. Leipzig 1738 [ND Hildesheim/New York 1977], 215. Der Hinweis aus Olearius' Kollegium findet sich in der Bio-

studenten am Bett der Patienten diente das *Collegium clinicum*.<sup>31</sup> Eine Einführungsvorlesung war ein *Collegium Isagogicum*; eine Einübung in die Fertigkeit des Exzerpierens wurde als *Collegium excerptorium* angeboten, die Vermittlung schriftlicher Ausdrucksformen als *Collegium styli*.

So haben wir es im unmittelbaren Bereich der Universität mit drei Verständnisweisen der *Collegia* zu tun: mit Gebäuden, Vorlesungen und Verbindungen zwischen bestimmten, der Lehre verpflichteten Personen. Namengebend war der zuletzt genannte Bedeutungszusammenhang. Dieser stand auch hinter den Kollegien als gelehrten Gesellschaften am Rand der Universität, nur daß jene eine andere Orientierung als die einen Teil des Universitätsverbandes bildenden Kollegien besaßen. Im Unterschied zu den Kollegien als Bestandteilen der Universität hatten die gleichnamigen gelehrten Einrichtungen keinen Stifter und verfügten über keine finanzielle Fundation; schon deshalb unterlag ihre Mitgliederzahl oft keiner festen Beschränkung. Die Finanzierung des Kollegiums erfolgte allein über Beiträge und Straf gelder. Das Versammlungslokal wechselte und war meist identisch mit der Wohnung des jeweiligen Seniors. Die Mitgliedschaft war häufig an eine Aufnahmeprüfung gebunden.<sup>32</sup> Die gelehrten Kollegien lebten letztlich in ihrer Tätigkeit, vor allem in ihren Versammlungen; kamen diese, aus welchen Gründen auch immer, zum Erliegen, so fand auch das Kollegium sein Ende.<sup>33</sup>

---

graphie von Julius Bernhard von Rohr, der diese Veranstaltungen mit großem Eifer besuchte. In Helmstedt gründeten Studenten der Theologie ein *Collegium disputatorium*. Hier wurde die „ganzte Theologie in kurzte Sätze abgefasset, gedruckt und öffentlich zur Untersuchung vorgelegt“. Es waren sechs Studenten, „welche dieses Institutum unternahmen, und mußte immer einer von uns respondiren, die andern aber opponiren, welches uns allen nicht nur viel Nutzen, sondern auch viel Liebe bei der ganzten Universitaet erweckte“. Christian Campe in seiner Autobiographie. Zit. nach Noack, Lothar/Splett, Jürgen (Hg.): Bio-Bibliographien. Brandenburgische Gelehrte der Frühen Neuzeit. Berlin-Cölln 1688–1713. Berlin 2000, 99.

31 250 Jahre Collegium Clinicum Halense 1717–1967. Beiträge zur Geschichte der Medizinischen Fakultät der Universität Halle. Halle 1967.

32 In einigen Fällen trifft man, von der Unterscheidung zwischen anwesenden und auswärtigen Mitgliedern abgesehen, auf eine Regelung, nach der es Mitgliedschaften unterschiedlichen Grades gab. So gab es in der *Teutschen Gesellschaft* in Helmstedt ordentliche Mitglieder, die schon „ziemliche Einsicht in die schönen Wissenschaften und die teutsche Sprache“ gewonnen hatten, und hörende Mitglieder, die sich von ersteren „noch zubereiten laßen“. Christian Ernst von Windheim an einen Unbekannten, o. D. Staatsarchiv Wolfenbüttel, 37 Alt 976, die Teutsche Gesell. zu Helmstedt betr., Bl. 1–4. Die Gesellschaft wurde 1745 weitgehend nach dem Vorbild der Jenaer *Deutschen Gesellschaft* gegründet und bestand bis 1805. In Jena wurde zwischen ordentlichen und vornehmen Mitgliedern unterschieden. Letztere waren „Personen von hoher Geburth und Stande“ und „Gelehrte vom Range“. Vgl. Marwinski, Felicitas: Der Deutschen Gesellschaft zu Jena ansehnlicher Bücherschatz. Bestandsverzeichnis mit Chronologie zur Gesellschaftsgeschichte und Mitgliederübersicht. Jena 1999, 35ff.

33 Bei fast allen Kollegien, deren Existenz über einen längeren Zeitraum andauerte, gab es Schwächeperioden, in denen das Leben der Gesellschaft aufgrund mangelnden Engagements der Mitglieder mehr oder weniger zum Erliegen kam. Das Auftreten frischer Kräfte führte dann zu einer Reform und einem Neuanfang. Für viele Kollegien kam schon bald nach der Anlaufphase das Ende. Ein Beispiel bietet die *Societas Exquirentium* in Jena, die 1725 gegründet wurde und sich mit der Bibelexegese befaßte. Schon 1729 ist sie bereits wieder eingegangen, da fast alle Mitglieder aus Jena weggegangen waren: „Solchergestalt hat diese Gesellschaft eben das Schicksaal betroffen, welches so viele andere erfahren, daß ihre Glieder da und dorthin zerstreuet worden. Und so wird sie andern Gesellschaften auch darinnen wohl gleich werden, daß nach der Zerstreung ihrer Glieder, von der Ausführung ihres gemeinsamen Vorhabens inskünftige wenig wird zu hoffen seyn.“ Monatliche Nachrichten von Gelehrten Leuten und Schriften, besonders dem alten und neuen Zustande der Universität Jena. Jena

Die Ursprünge der Einrichtung von Kollegien als gelehrte Sozietäten lassen sich kaum ausmachen. Erste Ansatzpunkte finden sich im Humanismus. Bekannt ist das von Conrad Celtis in Wien gegründete *Collegium poetarum* (1501),<sup>34</sup> das insgesamt vier Professuren für Dichtkunst und Mathematik umfaßte. Zwar bildete es einen Teil der Universität, in seinen Zielsetzungen aber zielte es auf Themenkreise, die nach Auffassung der Humanisten an den Hochschulen zu geringe Berücksichtigung fanden. Auch die im vorliegenden Beitrag im Zentrum stehenden Kollegien versuchten, bestimmte an den Hochschulen behandelte Stoffe intensiver zu traktieren oder gar dort unbekannte Themen aufzugreifen. Schwer zu beantworten ist die Frage, wieweit die ebenfalls im engen Zusammenhang mit dem Humanismus stehenden Sodalitäten des 15. und 16. Jahrhunderts bei der Entstehung der gelehrten *Collegia* eine Rolle spielten.<sup>35</sup> Der Begriff der *Sodalitas Litterariae* wurde zu jener Zeit recht unterschiedlich verwendet. Ganz in der Nähe zu den Kollegien stand die Auffassung, die sie als Gemeinschaft der Lehrenden und Lernenden verstand. Gemeint sein konnte darunter auch die lose Zusammenkunft literarisch Interessierter.

Schließlich ist denkbar, daß die angesehene, 1617 ins Leben gerufene *Fruchtbringende Gesellschaft* auf die Gründung der Leipziger Kollegien des 17. Jahrhunderts einwirkte. Immerhin ging Leibniz in einem Mitte der 1670er Jahre im Rahmen des Leipziger *Collegium Conferentium* gehaltenen Vortrags *De Collegiis* mehrfach auf die *Societas Fructifera* ein.<sup>36</sup> Nach seiner Definition war ein Kollegium eine Sozietät, die als Ziel ein „Bonum speciale“

---

1729, 264. So ist der Abdruck der Disputation *Serpens non punitus cum Satana* von Christian Ortlob das einzige überlieferte Zeugnis von der Tätigkeit dieses Kollegiums. Vgl. Marwinski: Bücherschatz, 260–287 (Text der Disputation ebd., 266–287). Nicht selten hing die Existenz eines Kollegiums vom Wirken einer zentralen Persönlichkeit, meist des Begründers, ab. Verließ dieser den Ort oder starb, so bedeutete das auch das Ende der Gesellschaft. Ein Beispiel bietet die *Tresenreuterische philologische Gesellschaft* in Altdorf. Ihr Gründer war Christoph Friedrich Tresenreuter; auf den Zusammenkünften der Gesellschaft wurden lateinische Aufsätze verlesen, die dann, wie in den Kollegien üblich, begutachtet wurden. Nach dem Tod Tresenreuters (1746) kam die Tätigkeit des Kollegiums zum Erliegen. Vgl. Wills, Georg A.: Geschichte und Beschreibung der Nürnberger Universität Altdorf. Altdorf 1795, 149f. Ein Grund für das Ende einer Gesellschaft konnte auch die Überforderung der Mitglieder durch ehrgeizige Leiter der Kollegien sein. So geschah es dem Züricher *Collegium insulanum*, das zu hohe Ansprüche an die zu behandelnden Themen stellte – so jedenfalls die Aussage in der Eröffnungsrede des Kollegiums der Vertraulichen, der nachfolgenden Sozietät. Vgl. Zentralbibliothek Zürich, Ms S 398, Bl. 1r–12v. Das *Kollegium der Wohlgesinnten* in Zürich versuchte das Ausbluten der Kollegien infolge Rückgangs der Mitgliederzahl durch die Statutarische Bestimmung zu verhindern, daß ein Ausscheiden nur dann möglich war, wenn ein Nachfolger benannt werden konnte.

34 Graf-Stuhlhofer, Franz: Das Weiterbestehen des Wiener Poetenkollegs nach dem Tod Celtis' (1508). Eine humanistische Pioniereinrichtung und ihr Wirkungsfeld. In: Zeitschrift für Historische Forschung 26 (1999) 393–407. Der Autor versucht zu belegen, daß das Kollegium bis in die 1530er Jahre Bestand hatte. Die häufig zu beobachtende Hinzufügung der Mathematiker zu den Poeten ist nach Graf-Stuhlhofer eine Erfindung des 19. Jahrhunderts.

35 Entner, Heinz: Was steckt hinter dem Wort „sodalitas litteraria“? Ein Diskussionsbeitrag zu Conrad Celtis und seinen Freundeskreisen. In: Garber, Klaus/Wismann, Heinz (Hg.): Europäische Sozietätsbewegung und demokratische Tradition. Die europäischen Akademien der Frühen Neuzeit zwischen Frührenaissance und Spätaufklärung, Bd. 1–2. Tübingen 1996, hier Bd. 2, 1069–1101. Die These, die humanistischen Sodalitäten hätten zu einer bis in das Altertum zurückzuverfolgenden Untergrundströmung des „Humanitätsgedankens“ gezählt, die in die Freimaurerei des 18. Jahrhunderts mündete, ist unhaltbar.

36 Leibniz, Gottfried Wilhelm: Sämtliche Werke und Briefe, Bd. VI/2. Berlin 1966, 4–13. Der Vortrag wurde vor dem *Collegium Conferentium* gehalten, dem Leibniz angehörte.